



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schurtz, Heinrich: Die Tierfabel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

er Sturm gegen die Kunstakademien, die er für Brutstätten von Stümpfern hält, und bei dieser Polemik ist ihm das Mißgeschick begegnet, daß er sich in einem Aufsatz über die Berliner Akademie zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens in der unter seiner Obhut stehenden Zeitschrift Pan, um seine vernichtende Kritik der jetzigen Zustände der Akademie zu rechtfertigen, auf eine Kabinettsordre Friedrichs des Großen vom 21. Januar 1786 berief, die weder unter diesem, noch unter einem andern Datum jemals erlassen worden ist. Diese Unvorsichtigkeit, die dadurch noch schlimmer wurde, daß Bode aus der angeblichen Kabinettsordre Einzelheiten „in freier Umschreibung“ mittheilte, hat den Direktor der Kunstakademie, A. von Werner, gereizt, der Sache auf den Grund zu gehen, und das Ergebnis seiner Bemühungen, das er in einem Aufsatz des Januarhefts der Deutschen Revue ausführlich geschildert hat, war, daß Bode nicht nachweisen konnte, woher er seine Nachrichten über die Kabinettsordre Friedrichs des Großen geschöpft hatte. Er entschuldigte sich damit, daß er den Aufsatz auf einer Reise nach Italien habe schreiben müssen, und daß er nach Vollendung des Aufsatzes „das Konzept und die Exzerpte nicht mit zurückgebracht habe.“ Auf den Artikel Werners hat er bisher nichts erwidert. Er hat die Kabinettsordre immer noch nicht nachweisen können. Er würde die erlittne Schlappe leicht in Vergessenheit bringen, wenn er in Zukunft darauf verzichtete, sich auf einem Gebiete zu bewegen, das ihm erst in spätern Lebensjahren bekannt geworden ist. Die Förderung der alten Kunst würde durch eine solche Zurückhaltung nur gewinnen, und die moderne Kunst würde wieder andre, vielleicht richtigere Wege einschlagen, wenn die trefflichen Direktoren von Gemäldeansammlungen alter Meister sich nicht in den Gang der lebenden Kunst einmischen, sondern sich wieder auf ihre eigentlichen, viel wichtigeren Aufgaben besinnen.



Die Tierfabel

Von Heinrich Schurz (in Bremen)



Die ganze menschliche Geschlechter, die einst ruhmvoll geglänzt haben, zuletzt aussterben und vergehen, so verschwinden auch manche Kunstgattungen, denen einst die Besten ihre Kraft widmeten, und die der allgemeine Beifall begünstigte, zuweilen in überraschend kurzer Zeit aus der Litteratur. Meist sind es Gewächse aus fremden Zonen, die, auf den heimischen Boden übertragen, sich

einer kurzen Blüte erfreuen, wie jene orientalischen Dichtungsformen, die im Anfang unsers Jahrhunderts begeisterte Verehrer fanden und jetzt nur noch von Einzelnen geschätzt und von wenigen Nachzüglern gepflegt werden. Keine Art der Dichtung aber ist in unsrer Zeit so schnell und so gründlich von ihrer Höhe herabgestürzt wie die Fabeldichtung, die im Altertum selbst einen Geist wie Plato verleiten konnte, sie als erste Gattung der Poesie zu bezeichnen, und die im vorigen Jahrhundert eine glänzende Nachblüte feierte, durch Lafontaine in Frankreich, durch Gellert, Hagedorn, Lichtwer und andre in Deutschland zur dichterischen Lieblingsform des Volkes erhoben und durch Lessings theoretische Untersuchung und schöpferische Neugestaltung geadelt wurde. Wolf, der charakteristischste und einflußreichste Philosoph seiner Zeit, sah wie Plato in ihr die vorzüglichste Form der Dichtkunst, und selbst Gottsched und die Schweizer, sonst die erbittertsten Feinde, waren einig in dem Preise der Fabel. Wenn etwas damals einer glänzenden Entwicklung entgegenzugehen und fortan einer unbestrittenen Geltung gewiß zu sein schien, so war es die Fabeldichtung. Jetzt liegt sie traurig am Boden, und wir können nicht hoffen, vielleicht nicht einmal wünschen, daß sie sich wieder erhebe. Kaum daß sich in der Kinderstube und in den untern Schulklassen noch dankbare Hörer und Leser finden. Die wenigen neuern Versuche der Fabeldichtung sind, wenn sie sich nicht unmittelbar an die Kinder wandten und der kindlichen Anschauung anpaßten, ohne Beifall geblieben.

Die Frage, wie ein solches Schicksal zu erklären sein mag, wie ein ehemals so frischer und blühender Zweig der Dichtkunst so rasch und so hoffnungslos zu Grunde gehen konnte, verdient wohl den Versuch einer Antwort. Um was handelt es sich eigentlich bei der Fabel? Bekanntlich hat Lessing versucht, eine scharfe, endgiltige Definition der Fabel zu geben und ihr damit nicht nur eine bestimmte Stellung in der Dichtkunst anzuweisen, sondern auch ihren Zweck und Ursprung aufzuklären.

Lessing bekämpft in seinen „Abhandlungen über die Fabel“ zunächst die Erklärungen einiger seiner Vorgänger. De la Motte nennt die Fabel „eine unter der Allegorie einer Handlung versteckte Lehre,“ Richer „ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthält,“ Batteux sogar einfach „die Erzählung einer allegorischen Handlung.“ Lessing erkennt dagegen ganz richtig, daß die Hauptseite der Fabel in ihrer Verwendung menschlich sprechender und handelnder Tiere oder selbst unbelebter Gegenstände liegt, so wenig er sich auch von der Anschauung losmachen kann, daß der lehrhafte Inhalt der Fabel Kern und Zweck des Ganzen sein müsse. So bleibt er auf halbem Wege stehen; auch in seinen Augen wendet der Fabulist nicht die sprechenden Tiere an, weil er sie bereits in der Volksanschauung vorfindet, sondern er verhüllt absichtlich eine menschliche Begebenheit in die Tierfabel, er erfindet die Fabel, weil sie für seine Zwecke die brauchbarste

Form ist. „Die wahre Ursache, sagt Lessing wörtlich, warum der Fabulist die Tiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen, setze ich in die allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere. Gesezt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in dem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe, wird sie sich deswegen ohne Ausnahme von jedem darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! . . . Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? Aber man hört: Der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält.“ Als weitere Ursache, warum der Fabeldichter die Tiere verwendet, führt dann Lessing noch an, daß die Schicksale der Tiere weniger unsre leidenschaftliche Teilnahme erregen, und daß sie deshalb geeigneter sind, unserm Verstand einen moralischen Satz zu verdeutlichen. Im übrigen freilich hält er die Tiere keineswegs für unentbehrliche Bestandteile der Fabel, von seinem Standpunkte aus mit Recht. „Wenn wir, sagt er, einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in der man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“ Indem er dann noch die eben angeführten Gründe für die Bevorzugung der Tiere hinzusetzt, glaubt er nicht nur erwiesen zu haben, wie die Fabel sein soll, sondern auch gleich ihrer geschichtlichen Entwicklung gerecht geworden zu sein — ein Irrtum des Zeitalters, dem sich auch dieser geniale Geist nicht zu entziehen vermochte.

Für Lessing war vom Standpunkte seiner Zeit die Frage nach dem Wesen der Fabel durch seine Theorie in der That vollkommen erledigt; für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft ist damit nur das Ergebnis einer langen Entwicklung genau bezeichnet, aber gerade das, was für uns jetzt das anziehendste und lehrreichste ist, die Entwicklung selbst, völlig vernachlässigt. Es giebt kaum ein besseres Beispiel als dies, um den Unterschied zu zeigen zwischen der ältern philologisch-ästhetischen, im Grunde ganz subjektiven Betrachtungsweise litterarischer Dinge, und der neuern, die entscheidend von der naturwissenschaftlichen, rein objektiven Untersuchungsart beeinflusst ist. Wir antworten nicht nur anders auf die Fragen, wir fragen schon anders, wenn wir über Probleme der geistigen Kultur ins Klare kommen möchten. Dem Menschen des vorigen Jahrhunderts, der vor dem Lichte der Aufklärung endlich die Nacht der „mittelalterlichen Barbarei“ weichen sah, lag vor allem daran, eine Norm und ein Ziel seiner Bildung zu finden, zu lernen, wie er sich das Wesen reinen und edeln Menschentums dauernd zu eigen machen könnte. Die Kultur der Alten schwebte ihm als ein vielleicht erreichbares, aber schwerlich zu übertreffendes Ideal vor Augen, als ein Maßstab aller Dinge, die mit der

ästhetischen Seite des Daseins zu thun haben. Ein Sohn dieser Zeit, der sich der Fabeldichtung als Forscher oder als Poet zuwandte, konnte nicht gut eine andre Frage stellen als die eine: Wie muß eine gute, also eine der Auffassung der Blütezeit des Altertums entsprechende Fabel beschaffen sein? Was sind die Gesetze, nach denen sich die Fabel zu richten hat, und nach denen sie beurteilt sein will?

Wie anders der heutige Forscher! Er fühlt sich nicht mehr schlechtthin als Schüler der Alten, denn er hat sich durch manche bittere Erfahrung zu der Erkenntnis durchgerungen, daß niemals eine Kultur, mag sie die edelste und beste sein, ohne weiteres auf einen fremden Boden zu verpflanzen ist, sondern daß sie bei aller Anregung von außen her doch nur in gesunder Kraft aus dem eignen Volkstum empornwachsen kann. Damit aber erweitert und verschiebt sich der Kreis dessen, was für ihn lehrreich und des tiefen Nachforschens wert ist. Nicht bloß die Kultur in ihrer höchsten Blüte scheint ihm nun anziehend, sondern auch jene Keime, jene zahllosen ungeschickten und doch hoffnungsvollen Versuche und Anfänge der Entwicklung, die dem Menschen des vorigen Jahrhunderts abnorm, barbarisch und insofgedessen verächtlich erscheinen mußten; wir wollen nicht mehr die Gemälde oder Statuen ausschließlich betrachten, wie sie rein und glänzend aus der Werkstatt des Künstlers hervorgehen, wir wollen selbst in die Werkstatt eindringen, die mühseligen Vorarbeiten prüfen und an ihnen das lernen, was das vollendete und erhabne Kunstwerk vor uns verschließt. Auch die Menschheit hat ihre Werkstätten der geistigen Bildung, und in der eines jeden Volks, mag auch nichts äußerlich glänzendes aus ihr hervorgegangen sein, dürfen wir hoffen zu lernen und uns zu eignere Arbeit zu kräftigen. Jede Erkenntnis anderer ist ja zugleich ein Stück Selbsterkenntnis. Und indem wir somit die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts ins Auge fassen, folgen wir nur jenem großen Zuge der neuern Wissenschaft, dem die Welt nicht als etwas Starres, Gegebenes erscheint, sondern als ein Bewegliches, Aus- und Sineinanderfließendes. Einst schrak man vor dem Unentwickelten zurück, und die Übergangsformen verwarf man als der festen Norm nicht entsprechend; jetzt sucht man diese mit Unrecht verachteten Bindeglieder wieder auf und findet im Unvollkommenen die Erklärung des Vollendeten, in der unscheinbaren Wurzel den Ursprung der Blüten und der Früchte.

Die Ästhetik ist so ziemlich die letzte der Wissenschaften, die diesen Weg eingeschlagen haben, ja vielfach hat sie kaum damit begonnen und beschäftigt sich noch ganz in alter Weise, statt zu beobachten, mit der Aufstellung fester Kunstregeln, um die sich der wahre Künstler nicht kümmert. Als rein geistige Disziplin wird die Ästhetik freilich niemals in derselben Weise zu forschen vermögen wie die Naturwissenschaften, denn es fehlt ihr deren wichtigstes Hilfsmittel, das Experiment. Sie kann nicht willkürlich eine Entwicklung hervorrufen und in ihren einzelnen Abschnitten verfolgen. Diesen Mangel aber kann

und muß sie durch Sammeln einer möglichst großen Zahl einzelner Erfahrungen ersetzen, und da sie in diesem Sinne nicht bei der Kunst eines Volks oder einer Klasse stehen bleiben darf, sondern die Bestrebungen der ganzen Menschheit überschauen muß, so ist die Ästhetik, die sich mit der Entwicklung der Kunst beschäftigt, nichts anderes als ein Zweig der Völkerkunde; mit den Mitteln und Methoden dieser Wissenschaft hat sie zu arbeiten.

Für die Untersuchung gerade der Fabeldichtung ist diese Erkenntnis von vornherein wertvoll. Die Völkerkunde zieht unter anderm bedeutenden Nutzen aus der Beobachtung der Kinder, denn jeder Mensch durchlebt im Kleinen noch einmal die Geschichte und die Erziehung der Menschheit, und die verschiedenen Stufen seiner Bildung sind denen der Völkerentwicklung mehr oder weniger parallel. Wie sehr nun die Fabel, die gegenwärtig noch der kindlichen Anschauung eines gewissen Lebensalters vollkommen zusagt, während sie von den Erwachsenen nicht mehr recht geschätzt wird, in ihren Ursachen durch eine Prüfung der kindlichen Denkweise aufgeklärt werden kann, leuchtet ohne weiteres ein. Jakob Grimm, der sich zum erstenmale mit der Tierfabel im Sinne der neuern Wissenschaft beschäftigte, hat auch sofort auf diesen Weg der Forschung hingewiesen, den man freilich immer nur mit Vorsicht und wo bessere Wege mangeln, betreten sollte. Vorläufig fehlt es noch fast ganz an Beobachtungen auf diesem Felde, denn selbst unter den Lehrern, denen das herrlichste Material zur Verfügung steht, hat sich bisher kaum Teilnahme für diesen wichtigen und lohnenden Zweig der Forschung gezeigt, und gar von einer zusammenfassenden Behandlung ist noch keine Rede.

Die Völkerkunde bietet zum Glück noch andre Hilfsmittel. Es ist eine der wichtigsten Thatfachen, die sie uns kennen lehrt, daß in der Entwicklung das Mittel oft eher da ist als der Zweck, oder, um es verständlicher auszudrücken, daß nicht nur Gegenstände des Gebrauchs, sondern auch Sitten und Einrichtungen neuen Zwecken dienstbar gemacht werden, ohne daß sich ihre äußere Form dabei sonderlich ändert. Im Grunde ist das nicht so merkwürdig, wie es auf den ersten Blick scheint: auch wir verwenden, wenn plötzlich eine neue Aufgabe, ein neuer Zweck an uns herantritt, aus Hilfsweise Dinge, die ursprünglich einer ganz andern Absicht dienen sollten. Wozu muß nicht, um ein alltägliches Beispiel zu wählen, unter Umständen ein Taschmesser dienen, das doch zunächst nur als schneidendes Werkzeug gedacht ist; bald soll es den Korkzieher ersetzen, bald ein Stemmeisen, einen Meißel, einen Bohrer, es dient als Briefbeschwerer, ja der Bevölkerung mancher Gegenden als gefährliche Wurfwaffe. In ähnlicher Weise verwendet der Neger des Kongogebiets die Speerklinge nebenbei zugleich als Spaten, als Messer und sogar als Geldmünze. Mit dem geistigen Kulturbesitz der Menschheit steht es nicht anders: eine Sitte, ein Brauch, oder, um der Fabel gleich mit gerecht zu werden, eine Kunstgattung kann zu verschiedenen Zwecken benutzt werden, und während sich

anscheinend ihr ganzes Wesen nicht eigentlich ändert, wechselt sie in dem zweckbewußten Leben des Volkes vollständig ihre Stelle. Ironie und Satire vermögen sogar die ursprüngliche Absicht der Form vollständig umzukehren, gewissermaßen die ausgehöhlte Schale mit einem neuen Inhalt zu füllen. Nichts wäre also kurzfristiger, als den augenblicklichen vernünftigen Zweck irgend einer Sitte als ihren Anfang, ihre Grundursache zu betrachten.

Diese Bemerkungen mußte ich notgedrungen vorausschicken, um die Art und Weise zu rechtfertigen, in der ich im Gegensatz zu der Theorie Lessings die Tierfabel erläutern und ihre Entstehung darstellen möchte. Die Völkerkunde lehrt uns, daß auf die Frage nach dem Zweck einer Sache, also in diesem Falle nach dem Zwecke der Tierfabel, überhaupt keine bestimmte und einfache Antwort zu geben ist, daß die ganze Fragestellung nichts taugt. Man kann sogar, ohne weiter untersucht zu haben, behaupten, daß die Fabel, soweit sie zur wirklichen Dichtkunst gehört, schon an und für sich keinen ursprünglich praktischen Zweck gehabt haben kann, sondern daß alle Absichten erst nachträglich in sie hineingetragen worden sind. Ob man freilich die Fabel ohne weiteres zur Dichtung rechnen darf, mag dahingestellt bleiben. Einen wirklichen Einblick in das Wesen und die Entwicklung der Tierfabel vermag uns nur die ruhige Betrachtung alles vorhandenen, der Forschung zugänglichen Stoffes zu geben, die sich freilich nicht einfach auf den Inhalt der fabelhaften Erzählungen beschränken darf, sondern auch die Umgebung, in der sie entstanden sind, die ganze Vorstellungsschicht, aus der sie stammen, zu berücksichtigen hat.

Im Anfange unsers Jahrhunderts begann die deutsche Wissenschaft eine breitere Grundlage der litterarischen Forschung zu legen. Die unbedingte Bewunderung des klassischen Altertums wich einer liebevollen Betrachtung der heimischen Vorzeit und ihrer Reste. Die beiden Männer, denen unser Volk vor allem die Erkenntnis und Schätzung seiner ursprünglichen Eigenart zu danken hat, die Brüder Grimm, sind es nun auch gewesen, die der Untersuchung der Fabel eine ganz neue, hoffnungsvolle Bahn anwiesen, die an die Stelle der Forderung Lessings „So muß die Fabel sein!“ die bescheidnere, aber tiefere Frage setzten „Wie ist die Fabel entstanden?“ Nicht der Zufall führte sie darauf, sondern die Thatsache, daß auch das deutsche Volk eine Tierfabel hatte, auf die das Schema der altklassischen Überlieferung nicht paßte, und die doch in ihrer Frische und Eigentümlichkeit vollberechtigt neben der äsopischen Fabelweisheit stehen durfte. Zugleich aber war durch die vergleichende Sprachwissenschaft der Erkenntnis Bahn gebrochen worden, wie die ursprünglich eng verbundenen indogermanischen Stämme eine Fülle gemeinsamen Kulturbesitzes ihr eigen nennen konnten. Nun wandte sich der Blick auch den andern Zweigen der Arier zu, und mit freudigem Erstaunen entdeckte man nicht nur bei den Slawen, sondern auch im fernen Indien die Tierfabel als einen Bestandteil alter Überlieferung des Volkes. Was lag näher als der

Gedanke, daß alle die einzelnen Tierfabeln der Arier nur Reste einer alten gemeinsamen Fabeldichtung seien, die vielleicht gerade im deutschen Tierepos ihren wichtigsten und am treuesten erhaltenen Ausläufer hatte? In der Begeisterung über diese neue Erkenntnis ist Jakob Grimms Einleitung zum Reinhart Fuchs geschrieben, die trotz heftigen und zum Teil berechtigten Widerstandes der Fachgenossen anregend und erschütternd nach allen Seiten gewirkt hat. Der alte Streit über die notwendigen Eigenschaften einer guten Fabel verstummte vor dem frischen Hauche einer neuen und siegreichen wissenschaftlichen Methode, und auch die klassische Philologie mußte die neuen Waffen benutzen lernen, die sie bisher achtlos verschmäht hatte.

Mit schärferm Blicke betrachtete man nun auch die äsopische Tierfabel, die noch der so kritisch angelegte Lessing unbedenklich als das einheitliche Werk einer bestimmten Persönlichkeit hingenommen hatte, und auch die Person des Äsop, über dessen Lebensumstände anscheinend so sichere Nachrichten aus dem Altertume überliefert sind, mußte sich eine genauere Prüfung gefallen lassen. Die Ergebnisse waren überraschend. Man darf jetzt behaupten, daß Äsop, wenn er überhaupt gelebt hat, nur der erfolgreichste Sammler der überall umlaufenden Tierfabeln gewesen ist, daß aber die Fabeln als solche aus sehr verschiedenen Quellen stammen und in ihrer jetzigen Gestalt schon das Ergebnis einer langen Entwicklung und einer Mischung mit ursprünglich fremdartigen Bestandteilen sind. Daß Äsop als witziger Sklave in verschiedenen Städten Griechenlands gelebt, Fabeln zusammengetragen und vielleicht durch eigne Schwänke seine Sammlung noch vermehrt hat, ist möglich; aber die Erzählungen über seine spätern Schicksale sind ganz unglauwürdig, und zahlreiche Anekdoten sind nur dadurch entstanden, daß man die Entstehung mancher Fabeln mit den Lebensschicksalen des Äsop zu verknüpfen suchte: mehrmals soll er sich durch Erzählung von Fabeln aus schwierigen Lagen gerettet, zuletzt aber auf dieselbe Weise seinen Untergang herbeigeführt haben, indem ihn die Delphier, durch eine anzügliche Fabel gereizt, eines Verbrechens beschuldigten und ohne weiteres totschlügen. Jedenfalls tritt Äsop als dichterische Persönlichkeit nun ganz zurück, und so sind denn auch die äsopischen Fabeln nicht nur nicht als Zeugnisse der frischen, unbefangnen Fabeldichtung zu betrachten, sondern sie bedürfen selbst einer Sichtung auf Grund der Ergebnisse, die uns eine Prüfung einfacherer, ursprünglicherer Formen gewährt, wie wir sie bei Naturvölkern finden. Zu diesem Zwecke dürfen wir uns natürlich nicht darauf beschränken, die indischen Fabeln heranzuziehen, um nun, wie es Keller gethan hat, einfach den Kern der äsopischen Fabeln aus Indien herzuleiten und das deutsche Tierepos wieder auf griechische Anregungen zurückzuführen, sondern wir müssen einen Blick auf die Völker der ganzen Erde werfen.

Diese Umschau auf der Erde wird nun wenigstens nach einer bestimmten Richtung hin reich belohnt. Fast bei allen Völkern finden sich Tierfagen und

Tiergeschichten, teilweise in ganz auffallend entwickelter Form und mit jenen stehenden Typen, wie sie die äsopische Fabel und noch mehr das germanische Tierepos aufweist, und aus denen Lessing die Verwendung der Tiere in moralischen Erzählungen herleitet. Ganze Fabelkreise haben sich in den verschiedensten Teilen der Erde entwickelt, wobei meist einige bestimmte Tiere die Hauptrollen übernehmen, gerade wie im deutschen Epos der Fuchs, der Wolf und der Löwe. So hat Bleek in seinem bekannten Werke „Reineke Fuchs in Südafrika“ eine große Sammlung südafrikanischer Fabeln veröffentlicht, die an das germanische Tierepos erinnern, in Japan findet sich die Fuchsfabel ebenfalls, wenn auch in anderer Weise entwickelt, in Indien tritt der Schakal in den Vordergrund, ebenso im Sudan und in Senegambien, im indischen Archipel teils der Elefant, teils der Affe, bei manchen Indianerstämmen der Coyote usw. Manche Tiergeschichte hat ihre schlagenden Parallelen in Europa, Asien und Afrika oder selbst in Amerika, und so stehen wir denn, wie so oft bei völkerkundlichen Forschungen, wieder einmal vor der schwierigen Frage, ob diese Geschichten von Volk zu Volk gewandert oder ob sie an verschiedenen Punkten der Erde selbständig entstanden sind. Daß die Tierfabel besonders leicht und rasch von Mund zu Mund geht, ist freilich erwiesen; bei Völkern, denen die Schrift fehlt, vertreten Erzählungen dieser Art die geschriebne Litteratur, man bewahrt sie sorgfältig im Gedächtnis und vermehrt den vorhandnen Schatz gern durch gelegentliche Entlehnungen. Der Händler oder der Flüchtling, der in fremdem Lande umherschweift, empfiehlt sich seinen Wirten durch nichts mehr als durch neue Fabeln und Geschichten, und wer ein gutes Gedächtnis für dergleichen hat und freigebig von seinem Reichtum mitteilt, darf überall auf freundlichere Aufnahme rechnen als der stumme Gast, der den Mund nur aufthut, um zu essen.

Aber fast noch mehr als diese Ähnlichkeiten des Inhalts fällt ein gemeinsamer Zug dieser einfachsten, überall vorhandnen Tierfabeln auf, die durch litterarische Strömungen noch nicht verändert und verfälscht sind; ein Zug, der im grellsten Widerspruch zur Fabeltheorie Lessings steht: die primitiven Fabeln haben — mit sehr wenigen Ausnahmen — keine Moral. Und damit bricht denn auch die Anschauung rettungslos zusammen, daß die Fabel als eine Tochter der Sittenlehre, der moralische Inhalt als ihre Ursache und gleichzeitig ihr Zweck zu betrachten sei.

Ganz unerwartet ist dieses Ergebnis freilich nicht. Schon die deutsche Tierfabel wollte sich gar nicht recht dem Schema fügen; die Erzählung von den Thaten des Reineke Fuchs, diese heitere „Weltbibel,“ wie sie Goethe genannt hat, scheint eher das Lob der Schlaueit und Dreistigkeit zu singen, als den Zweck zu haben, in sinnbildlicher Form Moral zu predigen, ja ein Sittenlehrer jener unglücklichen beschränkten Art, der für Wiß und Heiterkeit jeder Sinn fehlt, müßte entschieden vor dem Reineke Fuchs als einer unwürdigen

Verherrlichung der Schelmerei warnen. Freilich würde das germanische Tier-epos nach der Theorie Lessings gar nicht unter den Begriff der Fabel fallen. Aber selbst die äsopischen Fabeln, diese klassischen Musterkinder, lassen bei näherer Untersuchung erkennen, wie wenig sie ursprünglich das sein sollten, was erst im Laufe der Zeit aus ihnen gemacht worden ist. Wohl ist hinter jeder von ihnen die Moral mit aller wünschenswerten Deutlichkeit angegeben. Doch ist längst nachgewiesen, daß diese Sittensprüche oft äußerst schlecht zur eigentlichen Erzählung passen, daß sie nicht der ursprüngliche Kern der Fabel sein können, sondern künstlich und zuweilen sehr mühselig an sie angeklebt sind, kurz, daß diese moralischen Sprüche späte, vielleicht sehr späte Zusätze sind, etwa aus der Zeit, wo man die Fabeln Äsops als beliebte Übungsstücke in den athensischen Schulen mißhandelte. Diese Ansicht hat schon Jakob Grimm ausgesprochen. „Lehrhaft, sagt er, ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn nicht Lehre gewesen . . . Überall, wo uns das zur Moral verzoghrne Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Tierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden.“ Die neuere philologische Forschung hat diese Anschauung durchaus bestätigt. Damit ist denn ein bedeutender Schritt vorwärts gethan, das Problem geklärt: die moralische Tierfabel, dürfen wir jetzt sagen, ist nur ein Ausläufer der ursprünglichen Fabel, die als Schöpfung der Phantasie keinen engbegrenzten sittlichen Zwecken dient, und deren Ursprung auf einem andern Gebiete liegen muß, als auf dem der trocknen Sittenlehre.

Als eigentlichster Kern der Tierfabel bleibt somit, wenn die Moral wegfällt, nur der Parallelismus zwischen Tier und Mensch übrig. In allen Fabeln, sie mögen entstanden sein, wo sie wollen, erscheinen Tiere und ausnahmsweise auch Pflanzen oder unbelebte Dinge wie verkleidete Menschen, doch so, daß meist Hauptzüge ihres ursprünglichen Wesens unter dieser Hülle noch kenntlich bleiben. Wenn aber die Anschauung, der noch Lessing huldigte, in dieser Verkleidung eine besondere Absicht suchte, die allenfalls auch auf einem andern Wege erreicht werden könnte, so erkennen wir angesichts des aus aller Welt zusammenströmenden Stoffes, daß hier von absichtlicher Mummerei überhaupt keine Rede ist. Die Fabel enthält nicht Charakterzüge und Lehren, die mit Bewußtsein von Menschen auf das Tier übertragen sind, sondern sie entspringt einer bestimmten Vorstellungsschicht, aus der sie mit natürlicher Frische erwächst, und die allen Völkern der Erde gemeinsam ist oder doch war. Die scharfe Trennung der Menschheit vom Tiere, das Gefühl unbedingter Überlegenheit des Menschen ist ein Ergebnis der Kultur; der primitiven Anschauung dagegen sind Tier und Mensch im wesentlichen gleich, sie sind einander verwandt, gehen auseinander hervor und ineinander über, und wie der Mensch vielleicht schon vor seiner Geburt als Tier lebte, so glaubt er auch nach dem Tode in dieser Daseinsform fortzubestehen oder selbst während des irdischen

Lebens mit Hilfe zauberhafter Kräfte die menschliche Hülle zeitweilig ablegen und in Tiergestalt umherschweifen zu können. Und wie er selbst, so ver-
schmähen auch Götter und Geister nicht die Metamorphose in Tiere.

Früher hätte man sich wohl, nachdem man bis zu dieser Erkenntnis ge-
langt war, mit der billigen Erklärung beruhigt, daß die Tierfabel aus reli-
giösen Vorstellungen erwachsen sei. Mit dem Worte „Religion“ ist den pri-
mitiven Anschauungen und Verhältnissen gegenüber viel Unheil gestiftet worden,
denn Religion, wie wir das Wort nun einmal herkömmlicherweise brauchen,
ist eine Kulturerrungenschaft, ein sehr zusammengesetzter, aus verschiednen
Quellen zu einer neuen Einheit zusammengefloßener Begriff. Suchen wir nach
ihm bei Naturvölkern, so finden wir wohl einzelne Züge des Ganzen, aber
niemals die Vereinigung aller, und der unfruchtbare Streit, ob es religions-
lose Völker gebe oder nicht, ist nur eine Folge dieses verkehrten Verfahrens.
Vielleicht ist der Vorschlag, die drei Hauptquellen der Religion als Mythologie,
Kultus und Mystik auseinanderzuhalten, vorläufig der beste. Unter dem Namen
Mythologie wären dann alle Versuche zusammenzufassen, das Welträtsel im
ganzen und die vielen Rätsel des Daseins im einzelnen durch mehr oder
weniger phantastische und launenhafte Erklärungen zu lösen oder richtiger in
derselben Weise zu verhüllen, wie wir die geheimnisvolle Tiefe eines Theaters
durch einen buntbemalten Vorhang verstecken.

In diesem Sinne ist die Fabel der Naturvölker ein Teil ihrer Mythologie,
denn als ein Versuch, rätselhafte Eigentümlichkeiten der Tiere zu deuten, tritt
sie uns in ihrer einfachsten Form entgegen. Diese Erklärungen sehen freilich
ganz anders aus als die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen der Gegen-
wart, aber sie sind doch im Grunde nicht nur Anfänge religiöser Glaubens-
formen, sondern auch die ersten Spuren der Wissenschaft; die beiden sonst oft
so feindlichen Brüder, Wissenschaft und Religion, sind eben in ihren Keimen nicht
zu trennen. Phantastische Deutungen, wie sie die Tierfabel giebt, haben auch
noch lange der wirklichen Forschung zu schaffen gemacht. Die chinesische so-
genannte Wissenschaft giebt neben wenigen vernünftigen noch eine Unmasse Er-
klärungen natürlicher Vorgänge, die es zwar nicht an Phantasie, aber doch
an Sinnlosigkeit mit den Fabeln der Naturvölker aufnehmen können, und die
Wissenschaft des europäischen Mittelalters bleibt in diesem Punkte nicht zurück.
Von diesem Standpunkte aus kann man die Tierfabeln auch als die ersten
kindlichen Anfänge der Naturforschung bezeichnen. Der Drang, die Ursachen
der Dinge zu erkunden, ist die vorzüglichste Eigenschaft des Menschen, die ihn
vor allen andern Geschöpfen des Erdballs auszeichnet, und die der höchsten Ent-
wicklung fähig ist. Auch der primitivste Mensch fühlt, daß in diesem Suchen
nach den Ursachen seine Stärke und die Zukunft seiner Rasse liegt. Wir sind
ja an sich nicht als besonders kraftvolle oder mit furchtbaren natürlichen Waffen
versehene Wesen auf diese Erde gestellt, im Gegenteil, wir könnten wenig ge-

eignet erscheinen, den Kampf ums Dasein mit so glänzendem Erfolg zu kämpfen, wie es thatsächlich geschehen ist und noch geschieht. Aber die Waffe des Menschen ist der Geist, wenn man so will, das Gehirn, und was er in den Bereich dieser Waffe ziehen, mit andern Worten, was er erforschen und erklären kann, das ist ihm verfallen, und früher oder später muß es seine Überlegenheit anerkennen. Was aber steht dem Menschen ursprünglich näher, was kämpft verzweifelter mit ihm um Raum auf der Erde, als die Tierwelt? Über sie vor allem muß er sich klar werden, gegen sie muß er den geistigen Kampf aufzunehmen suchen, und als früheste, künstlerisch veredelte Spuren und Nachklänge dieses uraltens Ringens um die Weltherrschaft sind uns die Tierfabeln erhalten.

Freilich kann uns die Tierfabel zugleich lehren, wie ungeschickt der Naturmensch zunächst seine geistige Waffe braucht. Das Nachdenken ist ihm eine harte, ermüdende Arbeit, viel unwillkommener als ein erfrischender Kampf mit Faust oder Keule, und er erlahmt dabei sehr rasch. Eine Erklärung freilich möchte er für alles haben, aber er begnügt sich auch gern mit der ersten besten, die ihm gerade einleuchtet, oder die ihm einmal der Zufall bietet. Man kann vermuten, daß gerade jene Erklärungen tierischer Eigentümlichkeiten, wie sie die primitive Fabel giebt, in der Regel nicht durch eigentliches Nachdenken gefunden worden sind, sondern mehr einem plötzlichen, durch irgend ein Ereignis angeregten Einfalle ihre Entstehung verdanken. Das entspräche ganz der Art, wie Kinder noch jetzt auf ihre oft so wunderlichen Erklärungen kommen. Ein Vogel fliegt ins Feuer und wird verkoht wieder herausgezogen. „Jetzt weiß ich auch, mag da einer der Umstehenden ausrufen, warum der Hase so schwarz ist. Er ist auch einmal ins Feuer geflogen und hat sich verbrannt.“ „Ja, fügt vielleicht ein anderer hinzu, und das mag damals geschehen sein, als wir noch kein Feuer hatten. Er wird uns das Feuer gebracht haben und hat dabei seine Federn versengt.“ Da ist denn gleich eine mythologische Fabel entstanden, wie sie noch heute in dieser Art in Nordwestamerika erzählt wird. Die Erfinder der Geschichte sind sich vielleicht noch bewußt, daß das Ganze nur eine phantastische und willkürliche Deutung ist, aber schon die nächsten, denen sie erzählt wird, nehmen sie als gegeben hin, und mit überraschender Schnelligkeit gewinnt die neue Erzählung eine Art künstlicher Patina und läuft als alte, anerkannte Wahrheit um.

Auch die äsopische Sammlung enthält einen Stamm von Erklärungsfabeln, die freilich zu der Zeit, wo sich die Fabeltheorien bildeten, nicht mehr ernst genommen wurden; dennoch mögen dergleichen Geschichten auch noch später entstanden sein, weil die bequeme Form leicht zu andern Zwecken zu benutzen war, sodaß es zuweilen zweifelhaft erscheint, ob wir ursprünglichen Ernst oder nur spielende Nachahmung vor uns haben. Als Beispiel mag die äsopische Fabel von der Fledermaus, dem Dornbusch und dem Tauchervogel dienen, die gleich

die Eigenheiten aller drei Wesen durch eine einzige Erzählung zu deuten sucht. „Die Fledermaus, der Dornbusch und der Tauchervogel thaten sich zusammen und beschloßen Kaufleute zu werden. Die Fledermaus steuerte Geld bei, das sie geborgt hatte, der Dornstrauch nahm Kleidungsstücke mit, der Tauchervogel aber eherne Gerätschaften, und so fuhren sie ab. Als aber ein schrecklicher Sturm entstand, und das Schiff unterging, konnten sie sich kaum mit Verlust ihrer ganzen Habe ans Land retten. Seitdem läuft der Tauchervogel immer am Strande hin und her und sucht, ob nicht irgendwo das Meer sein Erzgerät auswirft. Die Fledermaus wagt sich aus Furcht vor ihren Gläubigern am Tage nicht heraus, sondern geht nachts ihrer Nahrung nach. Der Dornstrauch endlich packt die Kleider der Vorübergehenden, weil er immer glaubt, sie wären sein Eigentum.“ Hinzugefügt ist die erzwungne Moral: Die Fabel lehrt, daß wir gerade durch das, was wir am eifrigsten erstreben, am leichtesten ins Unglück kommen.

Daß die Form bleiben, der Zweck aber vollkommen wechseln kann, kann uns Lessing selbst beweisen. Auch er hat eine Erklärungsfabel geschaffen (Zeus und das Pferd), die äußerlich ganz den ursprünglichsten Fabeln gleicht und mit ihnen verwechselt werden könnte, in Wahrheit aber nur einen moralischen Satz verdeutlichen soll. Die Fähigkeit der einmal geschaffnen Formen tritt hier besonders schön zu Tage.

Alle primitiven Fabeln, die sich mit den Eigenheiten der Tiere beschäftigen, enthalten dagegen ursprünglich ganz ernst gemeinte Erklärungen. Wie man sich dabei beruhigen konnte, ist uns Kulturmenschen, bei denen Glaube und Nichtglaube scharf getrennt sind, fast unbegreiflich. Verständlicher können wir uns den Vorgang machen, wenn wir erwägen, daß der Geist des primitiven Menschen nicht nur weniger geübt ist als der unsrige, sondern daß auch sein Denken wohl nicht ganz in derselben Weise stattfindet, wie bei den Angehörigen eines Kulturvolkes. Wir denken ja fast ausschließlich mit Hilfe unsrer hochentwickelten Sprache; das Tier, das überhaupt keine eigentliche Sprache hat, kann nicht wohl anders denken als in Bildern und Vorstellungen sinnlicher Eindrücke, ungefähr so, wie auch wir im Traume nicht mehr folgerichtig in Worten denken, sondern unmittelbar Bild an Bild knüpfen und dabei oft die wunderlichste Logik entwickeln. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß bei den Naturvölkern das gegenständliche Denken noch nicht so völlig zurückgedrängt ist wie bei uns. Wo wir eine logische Erklärung suchen, genügt dem primitiven Menschen ein Bild, eine Ähnlichkeit, um ihn zu überzeugen. Dem Buschmann ist der Mond ein an den Himmel geworfener Schuh, der noch gelb ist von dem Staube seiner Heimat; die Ungereimtheit der ganzen Vorstellung stört ihn weiter nicht. In diesem Sinne erscheinen namentlich die Ideen, die sich an die Sonne und ihr Schicksal beim Untergang knüpfen, ungemein lehrreich, da die seltsamsten und widersprechendsten Deutungen oft gleichzeitig bei

demselben Volk im Umlauf sind: bald glaubt man, daß die Sonne abends in eine Höhle hinabsteige, bald daß sie im Meere bade und dabei ertrinke, daß sie verbrenne, herunterstürze, ein Schiff besteige usw. Ganze Naturvorgänge sind in mythische Erzählungen verwandelt, und der bloße Parallelismus der Erscheinung genügt dem geistig unentwickelten Menschen als logische Erklärung.

Zum Teil schon auf dieser Art des Denkens beruht es, daß in der Fabel die Tiere durchaus als verkappte Menschen auftreten, daß sie menschlich fühlen, reden und handeln. In noch höherm Maße jedoch wirkt hier die Vorstellung der engsten Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier ein, die sich besonders in den Ansichten über das Fortleben nach dem Tode äußert.

(Schluß folgt)



Berichtigung

Olvenstedt bei Magdeburg, den 16. Mai 1897

Die Redaktion der Grenzboten in Leipzig ersuche ich unter Berufung auf § 11 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 um Abdruck folgender Berichtigung in nächstfolgender Nummer der Zeitschrift: Die Grenzboten.

1. Karl Sentsch behauptet in Nr. 8 der Grenzboten vom 25. Februar d. J. S. 391, daß er von mir für seine Beiträge kein Honorar bekommen hätte. Diese öffentliche Mahnung an Zahlung von Honorar ist unbegründet. Sentsch hatte nichts zu fordern, und ich aus naheliegenden Gründen nichts zu zahlen.

2. Die Mitteilungen, welche Karl Sentsch unter Hinweis auf meine angeblichen Worte und Briefe, die privater und vertraulicher Natur waren, über seine einzigartige Anständigkeit und die Unanständigkeit aller andern, meine Verdienste und das Hindernis andrer, sind teils unrichtig, teils beruhen sie auf Mißverständnissen.

3. Karl Sentsch behauptet, ich hätte ihn in mein Haus geladen, um ihn gegen die Herren vom Münchner Komitee mit Mißtrauen zu erfüllen. Diese Behauptung ist unwahr.

4. Karl Sentsch schreibt: „In der nächsten Nummer des *Alt-katholischen Boten* las ich als Korrespondenz aus Offenburg: S. ist so taub, daß er höchstens noch predigen kann [woraus man schließen mußte, daß ich die Orgel nicht mehr hörte und daher kein Hochamt halten könne]; er ist deshalb nach München übergesiedelt, um dort am *Deutschen Merkur* zu arbeiten (oder so ähnlich).“